Judika	Wolterdingen	17. März 2024

Hiob 19, 19-27

Der Hiob – was für ein Kerl, was für ein Schicksal. Ein geschlagener Mensch, der so viel verloren hatte und Leid erleben musste: Tod seiner Liebsten, Verlust des Eigentums … und dann kamen seine besten Freunde, versuchten ihn zu trösten, zu erklären, dass Gottes Wille geschehe und Hiob vielleicht ja auch durch eigene Sünde und Schuld an seinem Unglück nicht ganz unschuldig ist.

Mittendrin Hiob, er sitzt quasi in der Asche und hadert mit Gott, spricht zu ihm, schimpft mit seinen Freunden: „Wie lange plagt ihr doch meine Seele und peinigt mich mit Worten! Ihr habt mich nun zehnmal verhöhnt und schämt euch nicht, mir so zuzusetzen. Wollt ihr euch wahrlich über mich erheben und wollt mir meine Schande beweisen?“

Kann es so viel Elend geben? Ja: letzte Woche schaute ich abends „Auslandsjournal“ Der erste Bericht kam aus Haiti – eigentlich ein Paradies, aber nun mutmaßlich eine Hölle von Terror, Mord und allem Schlimmen. Und eine Frau kauerte neben einer Hauswand und sprach davon, dass sie ihre sechs Kinder nicht mehr schützen könne, nicht mehr ernähren könne … Danach folgte ein Bericht aus der Ukraine, ähnlich traurige Schicksale und so ging es weiter. Irgendwann sagte ich zu meiner Frau: Ach, ich würde jetzt einfach gerne einen schönen Film sehen oder ein holpriges Fußballspiel. All das Elend trieb mir Tränen in die Augen, es war nicht auszuhalten.

Wie gehen wir mit dem Leiden um – dem Leiden der anderen und dem Leiden in unserem eigenen Leben? Ein Reflex ist das Wegschauen, wegdrücken, verdrängen …. Haiti, Gaza, Taliban, Ukraine usw. und wir schalten schnell, schauen Fußball und Biathlon oder Traumschiff und Heidi Klum. So dicht wie im TV liegen die Dinge oft nebeneinander.

Oder wir bleiben beim Leiden stehen. Wir betrachten es. Wir staunen. Wir weinen. Wir fragen nach der Ursache, dem Sinn, fragen auch nach Gott. Und ich spreche jetzt nicht nur von dem fernen Leiden, weil das meist eh ausserhalb unserer Reichweite liegt und uns meist zum Philosophieren, Debattieren und Diskutieren führt: Ja, Haiti, die Drogen, die korrupten Politiker, die USA, die …

Ich spreche von dem Leiden unter uns: wie gehen wir damit um, wenn ein guter Freund sterbenskrank ist, wenn eine Freundin über ihre Depressionen sprechen will oder die Irrwege ihres Kindes? Wie gehen wir dem Hiob nebenan um? Ja, auch da der Reflex: lieber aus dem Weg gehen und nicht darüber reden wollen … man kann ja eh nichts machen. Oder der andere Reflex: Na ja, ein bisschen ist er auch selbst Schuld, dass er nun so krank ist oder sie diese Probleme mit ihrem Sohn hat …

So war das damals auch bei Hiob – also eine Geschichte aus dem Leben, aus jeder Zeit des Lebens. Hiob brauchte seine Freunde damals, aber Freund ohne Worte. Er brauchte keine Erklärungen, keine Schuldzuweisungen. Er brauchte nicht einmal Aufmunterungen, auch keine frommen Botschaften.

Er litt. Er weinte und schrie. Er hatte so viel Liebevolles verloren. Der Schmerz war da und blieb. Aber: er wusste, dass das alles vor Gott geschah. Er wusste, dass all sein Schmerz, seine Traurigkeit, seine Wut, seine Zweifel auf Gott zu richten waren. Er rüttelt an Gott, er kämpft mit Gott, er schimpft … Mich erinnert es an

Jesus an seinem letzten Lebensabend im Getsemanae. Da heißt es bei Matthäus: „Und Jesus fing an zu trauern und zu zagen …“

Gott, warum muss ich das erleben? Muss ich solch einen Weg gehen? Warum behandelst du mich so Gott?

Es gibt keine Antwort darauf: Gottes Hand hat mich getroffen: Wie schimpft mit den Freunden: „Erbarmt euch über mich, liebe Freunde, denn die Hand Gottes hat mich getroffen. Warum verfolgt ihr mich wie Gott und erhöht meinen Schmerz?“

Und dann sagt Hiob etwas, was mich baff macht: Er sagt: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt! Und ist meine Haut noch so zerschlagen und zerfetzt und mein Fleisch dahingeschwunden, so werde ich doch Gott sehen.“

Ist das nicht wie bei Bonhoeffer in der dunklen Zelle von Tegel, den Tod vor Augen, die Hinrichtung und dann dieses Gedicht: „Von guten Mächten wunderbar geborgen …“

Ist das nicht wie bei Julie Hausmann, die ihrem Mann nach Indien hinterherreiste, der dort als Missionar wirkte, nur um bei ihrer Ankunft zu erfahren, dass er an einer Tropenkrankheit gestorben ist und dann ein Lied zu seiner Beerdigung dichtet: „So nimm denn meine Hände und führe mich.“

Das ist für mich Hiob. Ja, ich würde auch gerne einen großen Bogen um das Leiden machen – Leben ohne Leiden, einen Tod, den man nicht spürt … aber vor allem möchte ich in dieser Vitalität und dieser Klarheit vor Gott stehen bleiben, dem Anfang und Ende meines Lebens. An ihm komme ich nicht vorbei, er ist Adressat für alles. Ich weiß, Gott ist da wie er war und ist und immer bleiben wird – der gute und liebe Gott, aber auch der harte und geheimnisvolle Gott. Und ich sage: Vater … so wie Jesus zu ihm sprach.

AMEN